# Paradox

Ich liege auf den kalten Fliesen.
Mein warmer Körper schmiegt sich an die harten Steine. Orangefarbenes Straßenlaternenlicht fällt auf mein Gesicht. Kaltes, beängstigendes, furchtbares Licht. Draußen fahren in unregelmäßigen Abständen Autos die lange, geradlinig verlaufende Straße entlang. Ich höre und höre sie doch nicht.
Meine Augen halb geschlossen auf einen Punkt fixiert. Glasig und nichtssagend sind meine Augen in diesem Moment. In diesen Stunden.
Mein Kopf schwer. Mein Brustkorb zugeschnürt von der Last des Lebens. Meines Lebens.
Ich bin müde und doch schlaflos. Ich fühle und denke nichts und bin dennoch geistig anwesend und in Bewegung. Ich denke zu vieles, zu schnell. Ich fühle alles und deshalb doch wieder nichts.
Wenn so viele Gefühle gegensätzlicher Natur in einem Moment über jemanden herfallen, ist es als ob man mitten im Meer steht, von allen Seiten mit heranrollenden Wellen umringt, die allesamt hoch wie Wolkenkratzer sind. Man wartet darauf von einer Macht niedergestreckt zu werden, der man ausgeliefert ist. Man bangt um sein Leben und freut sich zeitgleich auf Erlösung von dem Gefühl der Hilf- und Machtlosigkeit. Man sieht Wellen von Selbstmitleid, Neid, Einsamkeit, Bedrängnis, Sehnsucht, Widerwille, von Liebe und von Hass auf sich zurasen. Man wartet auf den Augenblick in dem die Wellen ihr Ziel erreichen. Ihre Kräfte sich entladen und sie auf einen selbst herunterströmen. Man ist hin- und hergerissen, ob man seinem Schicksal weiterhin zusehen oder ob man seinen Blick lieber von dem Schauspiel abwenden soll. Es ist als wäre man Statist in seinem eigenen Leben statt die Hauptrolle zu spielen. Gerade entschließe ich mich die Augen zu schließen, als ich merke, dass es bereits zu spät ist. Das Wasser ist binnen weniger Sekunden kilometerweit an mich herangekommen. Die gewaltigen Wassermassen bäumen sich noch ein Stück mehr auf, wachsen gen Himmel. Die Wellen brechen alle im gleichen Moment über das arme Häufchen Elend, das Ich, herein. Noch während man denkt das Leben sei vorbei, stellt man fest, dass man noch lebt. Donnerndes Getöse dringt an meine Ohren. Man traut sich kaum den Blick nach oben zu wenden, aus Angst das Wasser würde genau über einem ausharren, um den Augenblick der Ungewissheit, der Angst, noch ein wenig hinauszuzögern. Es kommt mir vor wie eine kleine Ewigkeit, in der ich hilflos dastehe, als ich mich doch dazu überwinden kann einen Blick zu riskieren.
Die Wellen nehmen sich gegenseitig die Kraft. Die Gefühle schalten sich gegenseitig aus.
Die unvorstellbar großen Wassermengen klatschen über mir unaufhörlich gegeneinander.
Was bleibt sind einzelne Tröpfchen, die auf den kleinen Menschen herabrieseln, der wie in einer Schutzblase die Wellen über sich zusammenschlagen sieht. Die unscheinbaren Tröpfchen sind das einzige, was von den riesigen Wellen, bei mir ankommen. Tropfen namens Verwirrtheit.
Verwirrtheit ist schlimmer als jede der gewaltigen Wellen, die auf mich zu kamen. Gegen alles kann man kämpfen. In Gedanken und im Leben. Aber wie soll man gegen irgendetwas kämpfen, wenn so viel in einem ist, dass man nicht mehr weiß, was richtig und falsch, was gut und was schlecht ist? Wenn man nicht mehr weiß, wer man selbst ist?
Wenn man keinen Gedanken, kein Gefühl mehr greifen kann, weil alles schon wieder durch etwas anderes ersetzt wird, wenn man gerade die Hand danach ausstreckt. Dann kann man nichts ordnen, nicht versuchen zu verstehen – nicht kämpfen.

*Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).*



Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de